

Rassist und Aktivist

Der Boxchampion Cassius Clay als Teil amerikanischer Gegenkultur

LARS GEIGES

25. Februar 1964, kurz vor 10 Uhr abends. Cassius Clay war nervös. Wieder und wieder ging er in Gedanken den Kampf durch: Liston kommen lassen. Zwei, drei Runden tänzeln, trippeln, kreiseln, ein paar *Jabs*, nicht zu viele, vor und zurück, ihn schlagen lassen, selbst abwarten, bis er müde wird. Dann in der achten oder vielleicht in der neunten Runde angreifen – schlagen, laufen, schlagen. *Float like a butterfly, sting like a bee*. Vielleicht den einen entscheidenden Treffer anzu-bringen versuchen – *Knockout*, Weltmeister, was für ein Plan. In wenigen Minu-ten würde er seine Kabine verlassen, sich auf den Weg machen müssen in den Boxring inmitten des „Convention Center“ Miamis. Und zum ersten Mal war Clay, der Herausforderer, unruhig, fahrig, zweifelnd.

Um sich hatte er nur noch seine engsten Vertrauten – seinen Trainer, seine Betreuer, seinen Bruder. Noch einmal zog er sich mit Malcom X, seinem Freund und Mentor, zum Gebet zurück. Die Handflächen geöffnet, die Blicke gesenkt. Es sei ihm vorherbestimmt zu gewinnen, so wie einst David über Goliath siegte. Allahu Akbar. Dann ging Clay mit seinen Begleitern raus, in die Halle, den schmalen Korridor durch die Zuschauer entlang in den Ring, um zu warten, bis Weltmeister Charles „Sonny“ Liston mit seiner Entourage denselben Weg zu-rückgelegt haben würde. Die Blitzlichter zuckten, Fotoreporter drängelten in den ersten Reihen um die besten Plätze. Die Kameras, die diesen Kampf in die Kino-säle der Vereinigten Staaten übertrugen, waren in Position, als der Ringsprecher die Zuschauer begrüßte, die anwesende Boxprominenz, die Punktrichter sowie die beiden Kontrahenten vorstellte. Dann standen sie sich gegenüber und stierten sich an. Ringrichter Barney Felix erklärte routinemäßig, er wünsche sich einen

sauberen *Fight*. Clay soll noch gesagt haben: „Jetzt habe ich dich, du Dreck-sack“¹, bevor sie sich voneinander abwandten und in ihre Ringecken gingen. Während sich Liston noch seines weißen Mantels entledigte, tänzelte Clay bereits einsatzbereit auf der Stelle. Ein kurzes Lockern der Arme, Beine und des Nackens – dann ertönte der Gong. Ring frei zur ersten Runde.

Für den 22-jährigen Cassius Clay war dies der Kampf seines Lebens. Bis jetzt war er bloß ein vielversprechendes Talent gewesen – ein hervorragender Amateur gewiss, aber ein *Nobody* in der Welt des professionellen Boxsports. Unter den Beobachtern galt er als großmäuliger Aufschneider, der eher belustigt, denn gefürchtet zur Kenntnis genommen wurde. Bei den Buchmachern standen die Wetten 7:1 gegen ihn. Von den 46 anwesenden Sportjournalisten hatten vorab 43 auf einen Sieg Listons getippt.² Man gab Clay keine Chance und doch gewann er Kampf und Titel. Und mehr noch: Es blieb bei Weitem nicht bei diesem sensationellen Sieg des Außenseiters. Clay schaffte es in der Folge, seinen Sport zu verändern, ihn zu dominieren, ihn zu prägen, ja eine Ära zu begründen. Dreimal wurde er Weltmeister: 61 Kämpfe, 56 Siege, 37 davon durch K.O. – eine beeindruckende Bilanz. Mit seinem Stil, seinem Auftreten und seinem Selbstverständnis als Sportler – auch und vor allem außerhalb des Boxrings – revolutionierte er bisher Dagewesenes und positionierte sich in einer Zeit gesellschaftlicher Großkonflikte politisch eindeutig, auch zulasten seiner Karriere als Boxer. Dafür wurde er verehrt und vereinnahmt, verachtet und verstoßen. Längst hat auch darüber eine Mythologisierung eingesetzt. Ab 1990 lernte die Welt Muhammad Ali sogar als erfolgreichen Unterhändler der US-Regierung kennen, der amerikanische GIs aus dem Irak herauslöste, auch als Werbeträger für *Coca-Cola*, *Adidas* und *Capri-Sonne* sowie als letzten Fackelläufer bei den Olympischen Spielen von Atlanta 1996, der – schon von seiner Parkinsonerkrankung gezeichnet – vor einem Milliarden-Publikum das olympische Feuer zur Eröffnung der Sommerspiele entfachte. Seit 2001 ist er zudem Friedensbotschafter der Vereinten Nationen, empfangt zahlreiche Auszeichnungen für sein soziales Engagement, Ehrendoktorwürden diverser Universitäten sowie 1999 vom *Internationalen Olympischen Komitee* die Auszeichnung „Sportler des Jahrhunderts“.

Daher: In kollektiver Erinnerung ist er vor allem als Box-Champion, Friedensaktivist, als weltweites Idol der Massen, das für Werte wie Humanität, Gleichheit und Gerechtigkeit steht. Dabei wird nicht selten ausgeblendet – auch

1 Remnick, David: *King of the World. Der Aufstieg des Cassius Clay oder: Die Geburt des Muhammad Ali*, Berlin 2009, S. 301.

2 Vgl. Lipsyte, Robert: *Clay Wins Title in Seventh-Round Upset As Liston Is Halted by Shoulder Injury*, in: *New York Times*, 26.02.1964, URL: <http://www.nytimes.com/books/98/10/25/specials/ali-upset.html> [eingesehen am 10.10.2013].

in mancher Biografie –, dass Clay Charakterzüge aufwies und Meinungen vertrat, die nicht nur aus heutiger Perspektive kritikwürdig erscheinen.³ Clay war egozentrisch, opportunistisch und illoyal. Er war fähig zum Hass, konnte sich von bei ihm in Unnade Gefallenen scheinbar mühelos distanzieren, war ein Frauenverächter und konsequenter wie überzeugter Befürworter der Rassentrennung. Er war ein Radikaler, ein Drängler, ein besessener Showman und Narzisst⁴ – dabei dem inneren Wesen nach eher suchend, hadernd, beeinflussbar. Und dennoch – oder gerade deshalb? –: Clay war Kündler und Motor gesellschaftlichen Wandels, damit Teil US-amerikanischer Gegenkultur in bewegten Zeiten. Wer dem nachspüren will, muss 1964 zu suchen beginnen, in jenem Jahr, in dem sich Cassius Clay in die Weltöffentlichkeit boxte.

DER UNBERECHENBARE, DER DURCHGEKNALLTE, DER WAHNSINNIGE – SEINE ALLZEIT-PARADEROLLE

25. Februar 1964, 10.30 Uhr; am Morgen des Kampfes waren Clay und sein Gefolge in der Ladezone der „Miami Beach Convention Hall“ eingetroffen. Das Einwiegen der Kontrahenten stand an – ein bis dato stummes Prozedere, das nach einem Protokoll verlief: Die Boxer betraten mit ihren Betreuern schweigend den Raum, ließen sich nacheinander wiegen und verschwanden anschließend wieder, um sich auf den Kampf am Abend vorzubereiten. Die anwesenden Presseleute notierten sich während solcher Termine zwei Zahlen – das offizielle Kampfgewicht beider Boxer. Nicht so an diesem Tag. Clay trat wie von Sinnen auf. Er brüllte und gestikulierte, riss die Augen weit auf und schrie: Er werde Liston fertig machen. Liston sei zu hässlich, einem Weltmeister unwürdig. Mehrfach ging Clay Liston an, wurde zurückgehalten. Gleich hier und jetzt wolle er ihm zeigen, wer der wahre *Champ* sei, brüllte er. Es wurde gerempelt und gestoßen. Angestachelt von seinem *Cornerman* Drew Bundini Brown, der wie ein Beschwörer auftrat und mit ausgebreiteten Armen Parolen wie „Rumble, yong man, rumble“ skandierte, versetzte sich Clay derart in Rage, dass ihm Dr. Alexander Robbins von der *Miami Beach Boxing Commission* erhöhten Puls und Blutdruck attestierte und zur Ruhe mahnte. Es war eine geplante Hysterie, ein

3 Vgl. Jodl, Markus: Muhammad Ali: Black Superman? Versuch einer Demontage, Hürth 2002; Fuller, Peter: Die Champions. Psychoanalyse des Spitzensportlers, Frankfurt a.M. 1976.

4 So auch Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 11.

organisiertes Spektakel, für das Clay mit einer Strafe in Höhe von 2500 Dollar belegt wurde.⁵

Bei den Beobachtern hinterließ dieser Auftritt – wie bereits vorangegangene ähnliche Aktionen Clays – wenig Eindruck. Er mache sich keine Vorstellungen von dem, was auf ihn warte, „wenn Sonny loslegt und wie ein Schlachter über sein hübsches Gesicht herfällt“, hieß es; Clays Kampfstil sei wie gemacht, „um ein Massaker zu provozieren“⁶. Beim Gegner zeigte Clays Wortschwall aus Beleidigungen und Protzereien indes Wirkung. Liston, dessen Verfassung ohnehin zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühlen changierte, war beeindruckt von der Inszenierung, stand Clays Gehabe insgesamt hilflos gegenüber. Es stimmte ihn nachdenklich. Als ehemaliger Gefängnisinsasse hatte er gelernt, mit Verbrechern, Ganoven und Schlägern umzugehen, sich aber vor Verrückten in Acht zu nehmen.⁷ Darauf legte es Clay an: Er mimte – seine Allzeit-Paraderolle – stets den Unberechenbaren, den Durchgeknallten, den Wahnsinnigen und verkörperte damit einen gänzlich neuen Typus von Boxer, der sich über Effekte, Emotionalität und Stimmungen öffentlichkeitswirksam mitteilte. Über diese Fähigkeiten – und vor allem Freiheiten – verfügte Clay; auch, weil er qua Geburt ganz andere Voraussetzungen als die meisten anderen mitbrachte.

Cassius Marcellus Clay Jr. wurde am 17. Januar 1942 in Louisville, Kentucky geboren. Die Familie besaß ein kleines Haus in einem schwarzen Viertel der Stadt. Der Vater verdiente Geld als Schildermaler; die Mutter Odessa war eine fürsorgliche, gläubige Hausfrau. Sie kochte, schneiderte Kleider und nahm die Kinder sonntags mit in die baptistische Kirche. Clay hatte ein sehr inniges Verhältnis zu ihr, nannte sie liebevoll „Bird“. Seinem drei Jahre jüngeren Bruder Rudolph Valentino Clay, später Rahaman Ali, blieb Clay ebenfalls eng verbunden. Er gehörte fest zu seinem engsten Stab von Vertrauten, galt zumindest zu Beginn der Karriere als wichtiger Strippenzieher, war als seine „éminence grise“⁸ von ihm untrennbar. Trotz gelegentlicher Alkohol-Eskapaden des Vaters kommt der Biograf Markus Jodl daher zu dem Schluss, Clays Vita lasse „in der Kindheit große Dramatik vermissen“⁹.

Dieses Urteil lenkt den Blick auf einen wichtigen Aspekt, gleichwie es die Bedingungen des Aufwachsens in einem segregierten Land geringerschätzt. Denn

5 Vgl. Olsen, Jack: Cassius Clay. A Biography, London 1967, S. 96.

6 Krämer, Harald/Heering, Fritz K.: Muhammad Ali, Reinbek 2010, S. 40.

7 Über das Leben Listons vgl. umfassend Tosches, Nick: Der Teufel und Sonny Liston. Aufstieg und Fall einer Boxlegende, München 2000; vgl. auch Steen, Rob: Sonny Liston. His Life, Strife and the Phantom Punch, London 2008.

8 Olsen 1967 (s. Anm. 5), S. 112 f.

9 Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 14.

die alltäglichen Abwertungen und Ausgrenzungen, die Entwürdigungen und Verletzungen, nicht zuletzt das Wissen über Lynchmorde an Schwarzen prägten auch den jungen Clay. Die sogenannte Rassentrennung wurde eines seiner Lebensthemen. Doch wie gesagt wuchs Clay verhältnismäßig behütet auf – insbesondere im Kontrast zu seinen Pendants im Boxsport. Clay war kein Kleinkrimineller, durchlebte keine massiven Gewalterfahrungen, weder gegen ihn noch in seinem nahen Umfeld, wurde in der Jugend nicht delinquent. Drogen und Alkohol waren ihm fremd. Zu keiner Zeit musste er harte körperliche Arbeit verrichten und zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, lediglich leichte Hilfsarbeiten für seinen Vater hatte er gelegentlich zu übernehmen. Clays Opponent von 1964, Sonny Liston, wurde hingegen von seinem trinkenden Vater fast täglich mit der Peitsche geschlagen und zur Arbeit aufs Feld geschickt anstatt in die Schule. Die Narben der Misshandlungen auf seinem Rücken erinnerten ihn ein Leben lang daran. Das Boxen erlernte er erst im Staatsgefängnis von Missouri. Alkoholabstürze und Casinobesuche gehörten schon früh zu seinen steten Karrierebegleitern. Kurzum: Cassius Clay war im Gegensatz zu bisherigen (schwarzen) Boxchampions Erfahrungen der Demütigung und des Schmerzes deutlich weniger stark ausgesetzt. Seinen Platz in der Gesellschaft hatte er sich nicht in dem Maße zu erboxen wie beispielsweise ein Sonny Liston, ein Jersey Joe Walcott oder ein Ezzard Charles. Nicht als ein Geschundener, sondern als Kind der einfachen Mittelschicht aus der unterdrückten schwarzen *Community* begann er seine Laufbahn. Das machte ihn unabhängiger und selbstbewusster, ließ in ihm zugleich weniger stark als bei Anderen eine Genugtuung über das Erreichte erwachsen.

In der Schule war Clay jedoch zunächst ein Träumer. Er galt als höflich, zurückhaltend, still im Unterricht. Er malte oder schaute aus dem Fenster, statt mitzuschreiben, und seine Noten waren unterdurchschnittlich. Noch Jahrzehnte später fiel ihm das Lesen schwer. Sein Abschlusszeugnis war daher ein „Akt der Großzügigkeit“¹⁰ gegenüber einem talentierten Jungboxer. Im Alter von zwölf Jahren hatte Clay seine Bestimmung gefunden – das Boxen. Von nun an drehte sich bei ihm alles um den Faustsport, auch wenn er anfänglich nicht mehr Talent zu besitzen schien als andere auch.¹¹ Ein Zufall brachte ihn im Oktober 1954 zu diesem Sport. Während eines Bazars in seiner Heimatstadt, den er mit einem Freund besuchte, wurde sein rot-weißes *Schwinn*-Fahrrad gestohlen. Der junge Cassius schäumte vor Wut, machte sich auf die Suche nach dem Dieb und sprach aufgeregt umstehende Leute an. Er würde den Lump windelweich prügeln, wenn

10 Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 161.

11 Vgl. Hauser, Thomas: Muhammad Ali: Ich. Mein Leben, meine Kämpfe, München 2011, S. 18.

er ihn nur in die Finger bekäme, machte der aufgebrachte Junge deutlich. Polizist Joe Martin bemerkte den zornigen Zwölfjährigen und bot ihm an, vorab ein paar Boxstunden bei ihm zu nehmen, um für den Fall der Fälle besser vorbereitet zu sein. Martin unterrichtete in seiner Freizeit Jugendliche. Clay nahm das Angebot an und war sofort von der Stimmung im Boxgym begeistert. Nur sechs Wochen später stand er für seinen ersten Kampf im Ring. Der drei Runden lange Junioren-Kampf ist gut dokumentiert. Der Hobby-Boxcoach Martin betrieb eine lokale Fernsehsendung mit dem Namen „Tomorrow’s Champions“. Dort sah man an diesem Tag einen übergelücklichen Jungen nach der Urteilsverkündung. Die Auseinandersetzung hatte er mit zwei zu eins Richterstimmen für sich entschieden. Den Zuschauern verkündete er: „Ich werde der größte Boxer aller Zeiten.“¹²

TÄNZELNDER PROVOKATEUR IN DER MEDIENARENA – CLAYS INSZENIERUNGSGESCHICK

Clay war wie besessen. Er erlegte sich ein für Teenager immenses Trainingspensum auf, stand vor Tagesanbruch auf, um zu joggen, rannte von nun an ohnehin fast jede Wegstrecke und ging jeden Tag ins Boxgym, um sein Übungsprogramm abzuspuhlen. Zudem achtete er penibel auf seine Ernährung, führte meist eine Flasche Wasser mit Knoblauch bei sich, aß bevorzugt Steaks mit Salat. In der Schulkantine brauchte er immer zwei Tablettts – sechs kleine Flaschen Milch, stapelweise Sandwiches plus warme Mahlzeit, zum Frühstück trank er einen Liter Milch mit zwei rohen Eiern. Sein Körper sei sein Tempel, pflegte er zu sagen. Limonade sei da so tödlich wie Zigaretten.¹³ Seine Gesundheit, seine Kraft und seinen Körper hielt er für schlichtweg unerreicht. In der *High School* tänzelte er fortan schattenboxend über die Flure, tönte, wie viel Geld er als Boxer verdienen werde, rannte auf die Toilette, um vor dem Spiegel weiter zu boxen, beschrieb Hemden mit seinem Namen sowie dem Zusatz „Weltmeister im Schwergewicht“ und erklärte sich – je größer das Publikum, desto euphorischer – wieder und wieder zum größten Boxer aller Zeiten. Bemerkenswert jedenfalls, wie früh sich bei ihm diese karriereleitende Maxime herausbildete und festigte.

Das gilt auch für ein anderes Stilmittel in Clays Repertoire. Die Rede ist von der gezielten Provokation, vom platzierten Affront, von der unerwarteten Störung. Als Juniorboxer reizte er seine Gegner mit markigen Sprüchen. Als Amateur konnte es unter anderem passieren, dass Clay seinen Kopf in die Umkleide-

12 Zitiert nach Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 16.

13 Vgl. Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 158 f.

kabine des Kontrahenten steckte und diesem mitteilte, er solle sich schon mal auf eine ordentliche Tracht Prügel einstellen. Als Profi bearbeitete er seine Opponenten teils über viele Wochen mit persönlichen Attacken in Form durchdachter Kampagnen – eine im gesellschaftlichen Teilbereich des Sports bisher nie dagewesene Grenzüberschreitung.

So verfolgte Clay ab 1963 Liston über Monate hinweg. Er bezeichnete ihn, wann immer sich dazu die Gelegenheit bot, als dumm, alt und hässlich. Liston habe Plattfüße, könne nicht sprechen, sei zu langsam und zu grässlich, um Weltmeister zu sein. Er sei ein großer, hässlicher Bär und er, Clay, sei der Bärenjäger. Er nutzte jede Gelegenheit, um Liston zu beleidigen. „Liston riecht sogar wie ein Bär“, sagte er während eines Interviews, „Wenn ich ihn verhaue hab, spende ich ihn dem Zoo hier.“¹⁴ In Las Vegas überraschte Clay Liston in einem Casino, beleidigte ihn abermals als hässlichen Bären, woraufhin Liston mit Würfeln nach Clay schmiss und ihn als „Niggerschwuchtel“ beschimpfte.¹⁵ Nur Momente nach dem Ende des Weltmeisterschaftskampfes zwischen Floyd Petterson gegen Sonny Liston im Juli 1963 stürmte Clay in den Ring, rannte wie angestochen umher, brüllte in jedes auffindbare Mikrofon, dass der Kampf eine Farce gewesen, Liston ein Versager und nur er – Cassius Clay – der wahre *Champ* sei. Bei *Columbia Records* nahm Clay noch im selben Jahr eine Langspielplatte auf. Ihr Titel: „The Greatest“. Darauf zu hören waren seine Monologe, Gedichte und Kurzreden. Über Liston heißt es darin: „Sonny Liston ist ein Nichts. Der Typ kann nicht reden. Der Typ kann nicht kämpfen. Der Typ braucht Nachhilfe im Reden wie im Boxen. Und da er gegen mich antreten wird, bekommt er auch gleich Nachhilfe im Fallen.“¹⁶

Clay setzte konsequent auf die Provokation und dafür trieb er es auf die Spitze. Im November 1963 reiste er in Begleitung seines Trosses mit einem dreißig-sitzigen Bus nach Denver, dem Wohnort Listons. An den rot-weiß gestrichenen Bus hatte Clay den Schriftzug „Der farbigste Kämpfer der Welt: Liston muss in der Achten weg“ anbringen lassen. Im Kofferraum lagen Schilder, auf denen Sprüche wie „Wir alle lieben Cassius Clay“, „Ohne Cassius ist das Spiel vorbei“ und „Bärenjäger“ zu lesen waren. Am Haus Listons am Monaco Drive 3633 angekommen, parkten sie ihr mit Bannern und Spruchbändern dekoriertes Fahrzeug und klingelten Liston des Nachts aus dem Schlaf. „Komm raus da!“, brüllte Clay, „Ich verprügele dich gleich jetzt! Komm raus und schütz dein Haus! Wenn du nicht aus der Tür kommst, schlag ich sie ein!“¹⁷ Clay wusste natürlich, dass

14 Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 40.

15 Vgl. ebd., S. 39.

16 Ebd.

17 Zitiert nach Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 31.

sich Liston aufgrund seiner Vorstrafen keine Straßenschlägerei erlauben konnte. Nachbarn riefen die Polizei, die die Aktion schließlich beendete. Die von Clays Leuten rechtzeitig informierte Presse verfolgte das Geschehen aufmerksam. Clay hatte erreicht, was er wollte – Liston war verunsichert. Eine Strategie, die er mit leichten Variationen auch später bei allen schweren Gegnern in seiner Karriere anwenden sollte. Als Clay 1965 zu einem Rückkampf gegen Liston antrat, war er zuvor mit einem Topf Honig, einem Seil und einem Fangeisen erneut vor Listons Haus erschienen und hatte verkündet, die Bärenjagd habe wieder begonnen.¹⁸ Seinem Gegner Floyd Petterson brachte er Rohkost ins Trainingslager und verspottete ihn als Kaninchen.¹⁹ Als Gorilla beschimpfte er Joe Frazier, gegen den er 1975 in einem legendären WM-Kampf, dem „Thrilla von Manila“, antrat und im Vorfeld fragte er: „Dürfen artengeschützte Tiere in die Philippinen einreisen?“ In diesen Auseinandersetzungen stilisierte sich Clay stets als der „echte Schwarze“ – frei, gut aussehend, ungebunden –, der sich nicht vorschreiben lasse, was er zu sagen und zu tun habe, während seine Gegner die „Schwarzen des weißen Mannes“ seien, die benutzt würden wie Marionetten und sich ausbeuten ließen.²⁰

Clays Kämpfe begannen also stets schon vor dem ersten Gongschlag. Mit seinen Aktionen und Provokationen brach er Konventionen des Boxsports, trug entscheidend dazu bei, die Art zu verändern, wie Sportstars sich selbst präsentierten.²¹ Denn den mündigen Athleten, der sein Können selbstbewusst und vermarktbare zur Schau stellte, hatte es zuvor ebenso wenig gegeben wie den protzigen Prahler, der die Öffentlichkeit angeberisch und wortreich über seine Einzigartigkeit zu informieren und Kontrahenten durch planvolle Herabsetzungen *coram publico* anzugehen pflegte. Beide Formen des Auftritts beherrschte und vereinte Clay meisterhaft. Er hatte sie vor allem dem professionellen Wrestler entlehnt. 1961 lernte er im Rahmen einer Werbekampagne den Wrestler Gorgeous George kennen – ein Treffen, das Clay prägte. Gorgeous George galt als erster Wrestler des Fernsehzeitalters. Er hatte lange blonde Locken, die er sich vor einem Kampf im Ring von einem Gehilfen theatralisch bürsten ließ. Dazu trug er einen glänzenden silbernen Mantel. Seine Fingernägel waren poliert und manikürt. Die Ringmatte besprühte er vor Kämpfen mit Kölnischwasser und Insektiziden. In Interviews drohte er seinen Gegnern, sie zu töten, ihnen beide

18 Vgl. Kemper, Peter: Muhammad Ali. Leben, Werk, Wirkung, Berlin 2010, S. 31.

19 Vgl. Torres, José: Muhammad Ali. Das Leben und die Kämpfe des größten Boxers aller Zeiten: „Cassius Clay“, München 1976, S. 17.

20 Vgl. Oates, Joyce Carol: Über Boxen, Zürich 2006, S. 213.

21 Vgl. Marqusee, Mike: Redemption Song. Muhammad Ali and the spirit of the sixties, London 1999, S. 49.

Arme abzureißen und sich im Falle einer Niederlage (absolut undenkbar!) die Haare abzuschneiden und vor den Augen aller Zuschauer durch den Ring zu kriechen. Clay besuchte einen Kampf von Gorgeous George. Die Halle war voll. Der damals 19-Jährige war beeindruckt. Nach dem Kampf sagte der Wrestler zu ihm: „Viele bezahlen nur, weil sie sehen wollen, wie dir einer das Maul stopft. Also reiß weiter das Maul auf, sei weiter unverschämt und immer skandalös.“²²

Es war das Jahr, in dem Clay begann, die Runden vorauszusagen, in denen seine Gegner zu Boden gehen würden. Über etliche Spitznamen wie „Gaseous Cassius“, „Louisville Lip“, „Cash the Brash“, „Mighty Mouth“ oder „Claptrap Clay“ verfügte er bereits, doch boten sich ihm vor allem über das Aufkommen und die Verbreitung des Fernsehens neue Inszenierungsmöglichkeiten. Hier wirkten seine Witzchen, hier übertrug sich sein Charme unmittelbarer als via Zeitungsberichte, auch wenn die Presse ebenfalls in dieser Zeit einen Wandel hin zu einer personenzentrierten Berichterstattung durchlief, der Magazinjournalismus mit langen Starporträts und Features aufkam. Clay führte Zaubertricks in der „Ed Sullivan Show“ vor, scherzte in der Fernsehsendung von Jerry Lewis (beides 1963) und alberte mit den *Beatles* herum, die er in seinem Boxgym in Miami empfing (Anfang Februar 1964). „Nach Elvis Presley und John F. Kennedy war Muhammad Ali alias Cassius Clay der dritte US-Superstar, der seine Popularität dem Fernsehen verdankte“²³ – schlagfertig, gut gelaunt, ein sympathischer Maulheld. Immer wieder überraschte und unterhielt er die Zuschauer mit Reimen und nahm dabei „die Lässigkeit des schwarzen Rap vorweg“²⁴. Vor dem Kampf gegen Liston gab er zum Besten:

„Hier kommt das Märchen von Cassius Clay,
Dem schönsten Boxer der ganzen Welt,
Er quasselt andauernd und gerbt Dir das Fell,
Sein Schlag ist gewaltig und unglaublich schnell.
Die Faustkampfwelt war doof und öd,
Mit Liston als Champ war alles nur blöd.
Dann kam eine farbige Superrakete,
Und die Boxfans kamen gerannt mit der Knete.
Auf den jungen Boxer sind wir erpicht,
Der wird mal der Champion im Schwergewicht.“²⁵

22 Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 198.

23 Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 24.

24 Oates 2006 (s. Anm. 20), S. 216.

25 Zitiert nach ebd.

Wer mit ihm allein war, berichtete von einem nachdenklichen, zweifelnden, bisweilen unsicher wirkenden jungen Mann. Wer ihn in Begleitung, in Gruppen, in Boxhandschuhen sowie im Gespräch mit Journalisten oder mit Fans auf der Straße erlebte, beobachtete hingegen einen Clay, der mit schier unendlichen Energien seine Clownerie abspulte – einen „one-man circus“²⁶ betrieb. Diese Kombination aus Unbekümmertheit, Jugendlichkeit und Großspurigkeit war es, die Clay interessant machte – und seine Athletik. Denn Clay war ein Bewegungskünstler, den Fleiß, Ehrgeiz und penible Akkuratess bei der Durchführung seines Trainingspensums auszeichneten. Zudem verfügte er über eine hervorragende Gesundheit. Seine „Fähigkeiten und seine natürliche Veranlagung waren großartig“, sagte sein Trainer Angelo Dundee und fügte hinzu: „Was ein Boxer von Natur aus hat, kann man nicht verbessern. [...] Man glättet es, aber man pfuscht nicht daran herum.“²⁷ Dundee gab ihm das Gefühl, er gebe den Ton an, er bestimme, er sei der Innovator.²⁸ „Ich habe meinen eigenen Stil. Mir macht niemand etwas vor“²⁹, sagte Clay und machte damit seine Eigenständigkeit deutlich, betonte, dass er kein Produkt Dritter sei. Dundee war für Clay der ideale Trainer.

Tatsächlich boxte Clay anders als die meisten Schwergewichtskämpfer. Er bewegte sich im Ring sehr viel und trotz seiner über hundert Kilogramm außergewöhnlich schnell, hielt seine Deckung meist auffällig niedrig, vertraute seiner Gabe, die Schläge des Gegners zu antizipieren und ihnen dadurch ausweichen zu können. Seine eigenen Schläge erfolgten blitzschnell, erschienen dabei geradezu beiläufig angesetzt und zeigten doch Wirkung. „Es mag widersprüchlich klingen, aber gerade [seine] Fehler machten die Darbietung eines Mannes wie Clay viel aufregender, viel waghalsiger und viel graziöser, weil es ganz so aussah, als gehe er irre Risiken ein. [...] seine eigene Mischung aus Klassik und Anmaßung“³⁰, notierte Ali-Biograf José Torres.

26 Marqusee 1999 (s. Anm. 21), S. 51.

27 Torres 1976 (s. Anm. 19), S. 128 f.

28 Zitiert nach Markus Jodl 2002 (s. Anm. 3), S. 22.

29 Zitiert nach Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 238.

30 José Torres zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 37.

„BECKENMISSIONAR“ – CLAYS AMBIVALENTES VERHÄLTNIS ZU FRAUEN

Clay war sich seiner Ausstrahlungskraft – im Ring und außerhalb – früh bewusst; auch und insbesondere auf Frauen. Dennoch lebte er als junger Mann „geradezu mönchisch“³¹. Als Heranwachsender reagierte er auf weibliche Avancen zurückhaltend bis ablehnend, sodass spekuliert wurde, ob Clay homosexuell sei. Doch sein Verhältnis zu den Frauen entwickelte sich rasch in „ein stetes Hin und Her zwischen Scheu und Freizügigkeit, Prüderie und Promiskuität“³². Insgesamt heiratete er vier Mal, zeugte neun eheliche und zwei außereheliche Kinder, soll so viele Affären gehabt haben, dass einer seiner Betreuer ihn „Beckenmissionar“³³ nannte, während er zugleich kundtat, er fühle sich aus religiösen Gründen zur Enthaltsamkeit, zur Askese, zur Treue verpflichtet. Ein höchst ambivalentes Verhältnis also, das bei der Durchsicht von Interviewpassagen Clays weiter ins Wanken gerät: So bezeichnete er in einem Gespräch mit dem *Playboy* Lynchmord als legitimes Mittel zur Wahrung von Rassenhygiene. Ein Schwarzer müsse getötet werden, wenn er sich mit einer weißen Frau einlasse. Auch eine Muslima, die eine sexuelle Beziehung mit einem Weißen eingehe, habe ihr Leben verwirkt.³⁴ Der Zeitschrift *Crawdaddy* sagte er: „Was man von einer Frau haben kann, ist ohnehin nur ein Orgasmus. Weshalb soll ich mir also die Schererei hinterher aufhalsen, wenn ich mich mit einer Weißen abgebe?“³⁵ Und den Lesern der *Ebony* berichtete er: „Die Frauenbewegung ist auch bloß so ein Trick der Weißen, um die schwarze Frau daran zu hindern, sich dem schwarzen Mann im Kampf um die Freiheit anzuschließen. Ich für meine Person glaube nicht, daß die schwarzen Frauen etwas mit der Frauenbewegung zu tun haben wollen. Man braucht sich also deshalb keine Sorgen zu machen. Nach unserem islamischen Glauben ist der wichtigste Platz der Frau das Heim, wo sie für die Kinder und die Familie sorgt und das Essen fertig hat, wenn er nach Hause kommt, so wie es sein soll.“³⁶ Kaum von seiner ersten Ehefrau Sonji geschieden, kündigte er an: „Wenn ich das nächste Mal heiraten werde, wird es ein Mädchen von siebzehn

31 Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 194.

32 Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 56.

33 Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 362.

34 Vgl. ebd., S. 421.

35 Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 193.

36 Ebd., S. 194.

oder achtzehn Jahren sein – eine, die ich mir so erziehen kann, wie ich sie haben will.“³⁷

Doch zu Beginn seiner Karriere kreisten Clays Gedanken einzig um den Sport. Nach dem Gewinn der Goldmedaille bei den Olympischen Spielen in Rom 1960 wechselte Clay ins Profilager. Dabei war ihm eine Louisviller Sponsorengruppe behilflich, ein Zusammenschluss von elf weißen Millionären und Erben traditionsreicher Familien aus Clays Heimatstadt. Die außergewöhnlich betuchte Gruppe stattete Clay mit einem Sechs-Jahres-Vertrag aus, der den 18-jährigen Boxer finanziell absicherte und für die nächsten Jahre professionelle Trainingsbedingungen garantierte. Ihre Motive dahinter waren vielfältig: Einige von ihnen verstanden sich durchaus als Investoren, die mit ihrer Anlage auf langfristigen Profit hofften. Manche engagierten sich, um ein lokales Talent zu fördern und der Heimatstadt damit zu Reputation zu verhelfen. Andere beteiligten sich hingegen aus Verbundenheit zum Boxsport. Für alle jedoch war das Sponsoring eher ein risikoloses Vergnügen; ihre Anteile brachten sie jeweils spielend auf.³⁸ Und Clay profitierte von diesem Konstrukt. Denn Sportförderung dieser Art – heute selbstverständlich – war damals rar, begann sich gerade erst im Zuge wachsender Wirtschaftlichkeit sportlicher Großveranstaltungen zu entwickeln. Schwarze Schwergewichtsboxer hatten sich bis dato mit eher zwielichtigen, teils mafiösen Strukturen über Wasser zu halten versucht. Clay indes genoss früh dank der Sponsorengruppe eine damals seltene Unabhängigkeit im Boxsport. Sein Lebensmittelpunkt wurde von nun an Miami, vor allem das „Fifth Street Gym“, in dem er trainierte. In der Großstadt Floridas bekam er deutlicher als im gemäßigeren Kentucky Rassentrennung, schwarze Bürgerrechtsdemonstrationen und sogenannte Rassenunruhen zu spüren.³⁹ Hier auch besuchte Clay 1961 die örtliche Moschee, wo er sich das erste Mal in seinem Leben „wirklich spirituell gefühlt“⁴⁰ habe und in Kontakt mit separatistischen Bürgerrechtsstimmen kam.⁴¹

37 Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 195. Dass er Sonji einmal im Streit geschlagen hatte, bedauerte er dreißig Jahre später; vgl. Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 387.

38 Dazu vgl. Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 181 ff.; vgl. Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 31 ff.

39 Dazu umfassend Dunn, Marvin: *Black Miami in the Twentieth Century*, Gainesville 1997, S. 171-223.

40 Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 104.

41 Vgl. Kemper 2010 (s. Anm. 18), S. 27.

„ICH WEISS, WOHN ICH WILL, UND ICH KENNE DIE WAHRHEIT“ – CLAYS RELIGIÖSES BEKENNTNIS UND POLITISCHE BOTSCHAFT

26. und 27. Februar 1964, jeweils vormittags. Kaum zwölf Stunden nachdem er Liston besiegt hatte, gab Cassius Clay eine Pressekonferenz. Er redete gerade über den Kampf vom Vortag, darüber, dass er es ja schon immer gesagt habe, dass er der Größte sei und er Liston jeder Zeit wieder besiegen würde, als ihn ein Reporter auf seine Nähe zur *Nation of Islam* ansprach. Ob Clay Mitglied sei, fragte dieser. Seit Wochen war über eine Verbindung Clays zu dieser Organisation spekuliert worden, ohne dass der Boxer sich eindeutig äußerte. Am Tag nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft holte er das nun nach: „Ich glaube an Allah und den Frieden“, setzte Clay an, „Ich sehe zu, dass ich nicht in weiße Viertel ziehe. Ich will keine weiße Frau heiraten. Man hat mich getauft, als ich zwölf Jahre alt war, aber damals wusste ich nicht, was ich tat. Ich bin kein Christ mehr. Ich weiß, wo ich hin will, und ich kenne die Wahrheit, und ich muss nicht der sein, den Ihr gerne haben wollt. Ich habe die Freiheit, der zu sein, der ich sein will.“⁴² Noch deutlicher wurde er am Folgetag. Während einer zweiten Pressekonferenz sagte er:

„Black Muslims ist ein Begriff der Presse. Das ist kein eingetragener Name. Der wirkliche Name ist Islam. Das bedeutet Frieden. [...] Ich bin kein Christ. Ich kann keiner sein, wenn ich sehe, wie die ganzen für gesetzliche Integration kämpfenden Leute in die Luft gesprengt werden. Sie werden mit Steinen beworfen und von Hunden gebissen, und man jagt eine Kirche der Farbigen hoch und kann die Mörder nicht fassen. Ich kriege jeden Tag Telefonanrufe. Die wollen, dass ich Abzeichen trage. Die wollen, dass ich bei Mahnwachen mitmache. Die erzählen mir, dass es eine wunderbare Sache wäre. Ich will aber nicht in die Luft gesprengt werden. Ich will nicht in die Kanalisation gespült werden. Ich will einfach nur mit denen glücklich werden, die wie ich sind. Ich bin zwar Weltmeister im Schwergewicht, aber immer noch gibt es Viertel, in die ich nicht ziehen kann. Ich weiß, wie ich Sprengfallen und Hunde umgehe. Ich umgehe sie, indem ich in meinem eigenen Viertel bleibe. Ich bin kein Aufrührer. Ich glaube nicht an gesetzliche Integration. Ich weiß, wo ich hingehöre. Ich werde nicht gewaltsam in das Haus von irgendwem gehen. Ich mache bei der Bewegung für gesetzliche Integration nicht mit, weil sie nicht funktioniert. Ein Mann muss wissen, wo er hingehört. [...] Ich bin ein guter Junge. Ich habe nie etwas Unerlaubtes getan. Ich bin nie im Knast gewesen. Ich habe nie vor Gericht gestanden. Ich beteilige mich nicht an irgendwelchen Integrationsmärschen. Ich beachte die gan-

42 Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 94.

zen weißen Frauen nicht, die mich anstrahlen. [...] Ein Hahn kräht nur dann, wenn er das Licht sieht. Setze ihn ins Dunkle und er wird niemals krähen. Ich habe das Licht gesehen und ich krähe.“⁴³

Es war Clays Offenbarung. Ein religiöses Bekenntnis, eine Verkündung und eine politische Botschaft zugleich. Sein Eintritt in die Nation of Islam kann aus heutiger Perspektive nur unterschätzt werden. In den frühen 1960er Jahren gehörten ihr geistiger Führer Elijah Muhammad und ihr wichtigster Sprecher Malcolm X zu den wahrscheinlich meist gehassten Männern der USA, gefürchtet und verachtet von der weißen Mehrheitsgesellschaft und weiten Teilen der pazifistischen schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Die Reaktionen auf Clays Pressekonferenzen an den beiden Tagen nach dem Gewinn des WM-Titels fielen daher gespalten aus. Clays Glaubensübertritt stieß zum einen auf massive Ablehnung. Ein Großteil der Sportpresse nahm eine „verächtliche Haltung“⁴⁴ ein und auch Vertreter der Boxverbände kritisierten Clay harsch. Clay habe die Boxbranche in ein „Instrument des Hasses“ verwandelt und benutze sie als „einer von Elijah Muhammads Missionaren als eine Waffe des Bösen beim Angriff auf die Seele“⁴⁵. Der Präsident des Weltboxverbandes WBA, Ed Lassman, meinte, die ganze Nation sei erbittert über einen Champion, den sie nicht „als Beispiel für die Jugend der Welt“ anführen könne.⁴⁶ Und WBA-*Commissioner* Abe Greene machte deutlich: „Man sollte Clay die Chance geben zu entscheiden, ob er ein religiöser Eiferer sein will oder der Champion im Schwergewicht.“⁴⁷ Doch fanden sich auch positive Kommentare. So wurde Clays Mut gelobt, an die Öffentlichkeit zu gehen, sowie zur Gelassenheit gemahnt: „Ich glaube nicht, dass Schwarze massenhaft zu den Black Muslims überlaufen werden.“⁴⁸

Clay fühlte sich der Nation of Islam bereits seit Längerem verbunden. Nach seiner Rückkehr von den Olympischen Spielen in Rom durchlebte er eine kurze Phase der religiösen-politischen Orientierung, besuchte Veranstaltungen unterschiedlicher Bürgerrechtsorganisationen, begegnete 1961 Sam Saxon, einem Aktivisten der Nation of Islam, der ihn zu Veranstaltungen der Gruppe mitnahm. Von der Nation of Islam hatte er bereits 1959 gehört, las seither regelmäßig de-

43 Zitiert nach Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 94 f.

44 Ebd., S. 95.

45 Cannon, Jimmy: New York Journal American, zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 48.

46 Vgl. Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 220.

47 Zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 53.

48 Jackie Robinson, in: Chicago Defender, zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 48.

ren Zentralorgan *Muhammad Speaks*.⁴⁹ Doch aus Angst, wegen seiner Nähe zur Nation of Islam keine Kämpfe mehr zu bekommen, behielt er seine politisch-religiöse Zuneigung für sich – schlich durch Hintertüren zu Treffen der Bewegung, sodass erst im September 1963 über eine mögliche Verbindung berichtet wurde. Die *Philadelphia Daily News* notierte, Clay habe eine Versammlung der Organisation besucht, um Elijah Muhammad zu hören. Anfang Februar 1964 sprach Clay dann im *Louisville Courier-Journal* erstmals offen über seine Sympathien, die längst als Gerüchte die Runde machten – die Nation of Islam weise ihm den Weg und deren „Sendbote“, der Ehrenwerte Elijah Muhammad, führe ihn.

Die Prediger dieser Bewegung verlangten kompromisslose Opposition. Die Ideologie ihrer Organisation fußte dabei vor allem auf einer Melange christlicher und muslimischer Überzeugungen sowie Science-Fiction-Utopien und schwarzen Emanzipationsideen nach Marcus Gravey, einem radikalen Panafrikanisten. Ihr zufolge entstand vor 76 Trillionen Jahren der schwarze Ur-Mann, Allah. Dieser habe das Universum und das schwarze Ur-Volk „Shabazz“ geschaffen. Hellhäutige Menschen habe es hingegen nicht gegeben. Erst der Wissenschaftler Dr. Yacub habe auf der Insel Patmos, wohin er wegen seiner ketzerischen Forschung verbannt worden sei, durch Kreuzungen von Genen den „weißen Teufel“ gezüchtet. Diese Rasse, ausgestattet „mit blassen Haaren und blauen Augen“, „dünnem Blut und schwachen Knochen“ sowie einem Gehirn, „das nur 170 Gramm wog“⁵⁰, habe sich zunächst in Europa, dann in Amerika ausgebreitet, dort brutal die Herrschaft übernommen und die schwarzen Menschen versklavt. Seither würden die Unterdrückten auf Erlösung warten. Ein gigantisches Raumschiff werde sich eines Tages am Himmel zeigen, so die Lehre, und Flugblätter abwerfen, auf denen allen gottesfürchtigen Schwarzen ein sicherer Ort mitgeteilt würde, ehe kurz darauf 1500 Flugzeuge aus dem Bauch des Raumschiffes fliegen und das Land in Schutt und Asche bombardieren würden. Die Welt werde lange brennen. Erst tausend Jahre nach dem Angriff werde der schwarze Mann damit beginnen, aus den Ruinen der alten Zivilisation eine neue, bessere aufzubauen.⁵¹

Aus diesem Stoff leitete die Nation of Islam ihre wesentlichen Überzeugungen und Forderungen ab: die Befürwortung einer strikten Rassentrennung und die Ablehnung jedweder Bemühungen um Integration in die bestehende US-amerikanische Gesellschaft. Der separatistische Weg habe militant zu erfolgen – im Gegensatz zur pazifistischen Bürgerrechtsbewegung. Jegliche Niederschla-

49 Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 50.

50 Remnick 2009 (s. Anm. 1), S. 216.

51 Vgl. ebd., S. 216 f.

gung friedlicher schwarzer Bürgerrechtsproteste galt der Nation of Islam als Beleg für die Untauglichkeit dieser Demonstrationsmittel, für den unkündbaren Rassismus der Weißen und für die Richtigkeit der eigenen separatistischen Auffassung – im Übrigen in Übereinstimmung mit anderen rassistischen Zusammenhängen. So trafen sich beispielsweise Vertreter der Nation of Islam mit Anhängern des *Ku-Klux-Klans*.⁵² Das FBI deckte auf, dass die Nation of Islam gar von der weißen Rassistenorganisation finanziell unterstützt wurde. Und als im März 1964 Clays religiöse Konversion im US-Kongress zur Sprache kam, forderte der Senator Richard Russell, ein erklärter Förderer des Ku-Klux-Klans, auch in diesem Fall die Religionsfreiheit Clays zu respektieren.⁵³ Segregation statt Integration – in dieser Frage war man sich einig.

Clay wandte sich also von dem weißen politischen, sozialen und ökonomischen Establishment ab, das ihn miterschaffen hatte.⁵⁴ Als Boxer hatte man unpolitisch zu sein und insbesondere Clay traute man nicht zu, über afroamerikanische Emanzipationsstrategien zu reflektieren – tatsächlich erschien er über Einzelheiten der politisch-religiösen Ausrichtung der Nation of Islam weitgehend uninformiert –; doch wirkten auf ihn ihre Position der Stärke, ihr Selbstbewusstsein, ihre Aufrufe zur Auseinandersetzung. Er umgab sich fortan öffentlich mit Mitgliedern der Nation of Islam, überließ ihnen Teile seines Managements, Elijah Mohammad wurde zu dem von ihm verehrten Führer, dem er quasi bedingungslos folgte. Seinen Einstieg und sein Bekenntnis zur Organisation erkannte und förderte jedoch der damals zweitwichtigste Kopf der Organisation: Malcom X. Beide lernten sich 1963 kennen und hielten von da an Kontakt. Wie kein anderer sah Malcom X „Clay’s symbolic power more clearly than anyone else at that time“⁵⁵, ging auf ihn zu, versuchte, ihn für die Nation of Islam zu gewinnen, weil er Vorteile für die Bewegung vermutete, anfänglich vor allem aber auch, weil er, der 22 Jahre Ältere, ihn, den talentierten Jungboxer, schlichtweg mochte. So entwickelte sich Malcom X in kurzer Zeit und für kurze Zeit zu einem wichtigen Souffleur und Vertrauensmann Clays. Vor dem Kampf gegen Liston verbrachten sie einige Tage gemeinsam in Miami.⁵⁶ Clay hatte Malcom eingeladen, dieser brachte seine Familie mit nach Florida. Oft aßen sie gemeinsam, beteten zusammen und immer wieder bekräftigte Malcom Clay in dessen Überzeugung,

52 In Anwesenheit von Malcom X soll es zu einer Zusammenkunft u.a. im Januar 1961 in Atlanta gekommen sein. Dazu vgl. Marqusee 1999 (s. Anm. 21), S. 60.

53 Vgl. Kemper 2010 (s. Anm. 18), S. 38.

54 Vgl. Oates 2006 (s. Anm. 20), S. 219.

55 Marqusee 1999 (s. Anm. 21), S. 78.

56 Aus der Sicht von Malcom X vgl. Haley, Alex (Hg.): Der schwarze Tribun. Malcom X – eine Autobiographie, Frankfurt a.M. 1966, S. 311 ff.

Allah an seiner Seite zu haben. Doch durfte Malcom nur als Privatperson zum Kampf reisen, nicht als offizieller Vertreter der Nation of Islam. Denn in der Organisation ging die Sorge um, mit einer offenen Unterstützung des jungen Herausforderers könne man sich blamieren. Und die Veranstalter drohten gar mit einer Absage des Kampfes für den Fall, dass Malcom X – auch in den Augen der Boxveranstalter ein radikaler Aufrührer – in Miami an der Seite Clays bliebe. Erst am Abend des Kampfes reiste er wieder an, war bei Clay in der Kabine, verfolgte den Triumph vom Platz Nummer sieben aus. Nach dem Kampf verbrachte Clay den Abend gemeinsam mit Malcom X auf dessen Hotelzimmer, aß Eis, trank Milch, plauderte mit Reportern, hielt ein kurzes Schläfchen und ging anschließend heim. „Eine so stille Siegesfeier hat es wohl noch nie für einen Weltmeister gegeben“⁵⁷, notiert Malcom X in seiner Autobiografie.

Doch ihr Verhältnis kippte rasch. Am 6. März 1964 erklärte Elijah Muhammad in einer Rundfunkrede, dem Namen Cassius Clay mangle es an göttlicher Bedeutung; er sei nichts weiter als ein Sklavename. Von nun an sei Clays wahrer Name Muhammad Ali. Clay hatte bereits zuvor mit Cassius X, seinem islamischen Übergangsnamen, unterzeichnet. Das X galt für die Aktivisten als Symbol für die verlorene afrikanische Herkunft. Nun wurde ihm binnen kurzer Zeit die Ehre eines eigenen islamischen Namens zuteil. Obwohl er in der Vergangenheit stets davon geschwärmt hatte, einen wundervollen Namen, der nach Kolosseum und römischen Gladiatoren klinge, zu besitzen, fühlte er sich außerordentlich geehrt.⁵⁸ Sein väterlicher Freund Malcom X indes, der seit Jahren auf dieselbe Ehrung wartete, fühlte sich übergangen. Zu einem Bruch zwischen den beiden kam es ein Jahr später, als Elijah Muhammad Malcom X aufgrund eines angeblich missverständlichen Interviews das Vertrauen entzog. Malcom X bat über Monate um seine Wiederaufnahme und bei seinem Freund Muhammad Ali um Hilfe. Doch Ali versagte ihm diese, erklärte die Freundschaft für beendet, schlug sich auf die Seite des Leiters der Nation of Islam. Am 21. Februar 1965 wurde Malcolm von einem Mitglied der Nation of Islam während eines Vortrages erschossen. Seiner Beerdigung blieb Ali fern.

An Alis Einstellungen änderte Malcoms Tod freilich nichts. Integration sei falsch. Auch die Weißen würden keine Integration wollen. Er glaube nicht, sie erzwingen zu müssen. „So what’s wrong with the Muslims?“⁵⁹, fragte Ali. „Alles, was gesunde Vernunft besitzt, will mit seinesgleichen zusammen sein“, sagte Ali noch 1972, „Drosseln mit Drosseln, Dompfaffen mit Dompfaffen, Tauben

57 Haley (Hg.) 1966 (s. Anm. 56), S. 315.

58 Vgl. Marqusee 1999 (s. Anm. 21), S. 47.

59 Zitiert nach Bingham, Howard L./Wallace, Max: Muhammad Ali’s greatest fight. Cassius Clay vs. The United States of America, London 2001, S. 66.

mit Tauben, Adler mit Adlern, Tiger mit Tigern, Affen mit Affen. So klein das Gehirn der Ameise ist: rote Ameisen wollen mit roten Ameisen zusammen sein und schwarze mit schwarzen.“⁶⁰ Für Äußerungen dieser Art, die er vielfach tätigte, bezeichnete ihn Martin Luther King als „einen Champion der Rassentrennung“⁶¹. Noch etliche Jahre später verzichteten US-Zeitungen demonstrativ darauf, ihn bei seinem islamischen Namen zu nennen. Zusammengefasst: Die „perfekte Ausgangslage für eine Liebesbeziehung mit dem amerikanischen Volk“⁶², über die Clay noch 1960 zu verfügen schien, hatte sich jedenfalls erledigt.

DREI JAHRE BOXVERBOT – VOM VERACHTETEN RASSISTEN ZUR IKONE DER FRIEDENSBEWEGUNG

Zwei Ereignisse sorgten (noch vor dem Jahr 1968) für bedeutende Veränderungen bei Ali selbst und für seine Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Zum einen gewann er während einer mehrmonatigen Afrika-Reise im Mai 1964 den Eindruck, dass er auch außerhalb der Vereinigten Staaten stark positiv wahrgenommen, ja für sein Boxen *und* seine Ansichten geliebt werde. Während des Aufenthalts im „wahren Heimatland aller Schwarzer“ traf er den ghanaischen Präsidenten Kwame Nkrumah sowie den ägyptischen Revolutionsführer Gamal Abd el-Nasser. Vor allem aber die überwältigende Zustimmung und Begeisterung der afrikanischen Bevölkerung ihm gegenüber ließen in Ali die latent vorhandene Gewissheit weiter wachsen, in der Lage zu sein, Massen bewegen zu können. Zum anderen wurde er ab 1967 mit dem Satz: „I ain’t got no quarrel with those vietcong“, und der anschließenden Verweigerung des Wehrdienstes zur Ikone der rapide größer werdenden Zahl friedensbewegter Amerikaner.

Dabei war er eigentlich bereits 1964 für untauglich für den Dienst in den bewaffneten Streitkräften befunden worden („I am the Greatest, not the smartest.“). Doch im Februar 1966 wurde Ali nach einer Erleichterung der Testbedingungen neu eingestuft, der Befund revidiert. Aber er war überzeugt, dass als Muslim eine Beteiligung an einem in seinen Augen christlichen Krieg abzulehnen sei.⁶³ Ali begründete: „Wir führen keine Kriege, es sei denn, Allah selbst hätte den Krieg erklärt.“⁶⁴ Die Zeitungen ätzten gegen ihn, nannten ihn einen „traurigen Ab-

60 Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 218.

61 Zitiert nach ebd., S. 240.

62 Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 29.

63 Vgl. Monteih, Sharon: American Culture in the 1960s, Edinburgh 2008, S. 48.

64 Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 223.

klatsch von einem Mann“, „einen egoistischen, verwöhnten Bengel“, „den übelsten Burschen, den es in der Boxwelt je gegeben hat“, den „widerlichsten Charakter, der seit Menschengedenken auf der Bühne des Sports erschienen ist“, den „Schnorrer des Monats, Schnorrer des Jahres und den größten Schnorrer aller Zeiten“⁶⁵. „Ali gibt ein ebenso übles Bild ab wie all jene ungewaschenen Strolche, die gegen den Krieg demonstrieren“⁶⁶, wettete die *Sports Illustrated*. Der Gouverneur von Maine sagte, Ali würde „von jedem vaterlandsliebenden Amerikaner auf das tiefste verachtet“, und der konservative Journalist William F. Buckley drückte die Hoffnung aus, dass es „jemandem gelingen wird, Clay ein wenig Vernunft in den Schädel zu dreschen, bevor er dem Sport und dem Land bleibenden Schaden zugefügt hat, das ihm, so sehr er es auch verachtet, die Gelegenheit gibt, es von einem Thron herab zu hassen“⁶⁷.

Als Ali vor die Sportkommission des US-Bundesstaates Illinois zitiert wurde, um seine „unpatriotische“ Äußerung zu erklären, entschuldigte er sich lediglich dafür, dass er seine Bemerkungen vor der Presse getätigt habe und nicht direkt vor der Musterungskommission, und machte klar: Einen Kompromiss einzugehen, sei er keinesfalls bereit. Die *Louisville Sponsoring Group* ließ nichts unversucht, Ali in der Auseinandersetzung mit der Einberufungsbehörde Brücken zu bauen. Reservedienst, Sanitätsdienst, Pro-forma-Eintritt in die Nationalgarde, Tingeltouren als Truppenbetreuer: alle denk- und machbaren Kompromisse, um der Eskalation aus dem Weg zu gehen, dem Verlust von Titel, Geld und Karriere. Doch Ali hielt an seiner Position fest: „Allah stellt mich auf die Probe. [...] Ich werde an dieser Herausforderung wachsen“, sagte er, „Alles, was ich verlange, ist Gerechtigkeit.“⁶⁸

Ali konnte noch in drei weiteren Kämpfen seinen Titel verteidigen, ehe er im Mai 1967 unter Anklage gestellt wurde und die zuständigen Sportverbände ihm – ohne auf den Ausgang des Verfahrens zu warten – sofort die Box-Genehmigung entzogen. Drei Jahre hatte das Verbot Bestand. Dass Ali rehabilitiert wurde, hing zum einen vor allem damit zusammen, dass die Opposition gegen den Vietnamkrieg beständig zunahm – zu viele tote GIs, zu umfassend die Proteste daheim. Die heterogenen Gruppen von Friedensaktivisten hatten in Ali ein Symbol der Bewegung ausgemacht, hinter dem man sich versammeln konnte. Ihr gemeinsames Ziel – Raus aus Vietnam! – einte das Spektrum in seiner Empörung. Während seines Boxverbotes hielt Ali gutbesuchte Vorträge an Universitäten.

65 Zitiert nach Hauser 2011 (s. Anm. 11), S. 171 f. sowie Kemper 2010 (s. Anm. 18), S. 44 f.

66 Zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 70.

67 Zitiert nach Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 223.

68 Zitiert nach Krämer/Heering 2010 (s. Anm. 6), S. 70.

Den Kommilitonen präsentierte er einen Mix aus Predigt, Pop und Agitprop. Dafür durchforstete er den Koran und die Bibel nach zitierbaren Textstellen, las die Tagespresse und hielt wesentliche Einsichten auf Karteikarten fest. Für einen Mann mit einer ausgeprägten Lese- und Rechtschreibschwäche war dies harte Arbeit. Doch seine unterhaltsamen Auftritte kamen bei den Zuhörern an. Ali sprach in etwa neunzig *Colleges*, darunter Harvard, das MIT, Princeton, Purdue, Yale und Columbia. „Auf jedem Campus, in jeder Straße kommen sie mir nachgelaufen, als wäre ich der Rattenfänger von Hameln“⁶⁹, berichtete er. Seine Thesen zur Rassentrennung wurden indes ebenso wie seine zahlreichen Beteuerungen der Notwendigkeit der bedingungslosen Unterwerfung unter den Willen Allahs überhört. Die Studenten sahen in ihm vor allem den Kriegsgegner.

Doch auch finanzielle Verluste auf Seiten der Boxveranstalter sorgten zum anderen dafür, dass Alis Rückkehr ins Geschäft begrüßt, letztlich auch vorangerieben wurde. Die Einnahmen aus den Ticketverkäufen, der Vermarktung der Kämpfe sowie der Vergabe von Rundfunkrechten und Werbeflächen hatten sich allein 1964 im Vergleich zum Vorjahr mehr als verdoppelt.⁷⁰ Erst durch seine Abwesenheit wurde den Promotern, Verbandsoffiziellen und Boxveranstaltern klar, wie viel Geld sich mit Ali verdienen ließ. Man wollte ihn wieder im Ring sehen.

„I SHOOK UP THE WORLD“ – UND WAS DAVON BLIEB

24. Februar 1964, circa 22.45 Uhr. Sonny Liston blieb nach der siebten Runde auf seinem Hocker in der Ringecke sitzen. Er war nicht mehr in der Lage aufzustehen. Zu viele Schläge hatte er einstecken müssen, zu oft hatte er selbst ins Leere geschlagen. Der Ringrichter beendete den Kampf, der neue Weltmeister hieß Cassius Clay. Dieser riss die Arme in die Luft, tänzelte erst, dann tobte er durch den Ring und schrie: „I am the king of the world.“ In Richtung der Journalisten rief er: „Eat your words.“ Den Zuschauern warf er entgegen: „I am the greatest.“ Und: „I shook the world.“

Tatsächlich hatte Clay 1964 als Boxer seinen Sport verändert und in der Folge als Muhammad Ali die Welt bewegt. Wobei einer der größten frühen Erfolge Clays/Alis – trotz vieler eigener Verfehlungen und obskurer Ansichten – darin bestanden haben dürfte, eine „gefährliche Verschiebung im Selbstgefühl des

69 Ali, Muhammad/Durham, Richard: *Der Größte. Meine Geschichte*, München 1976, S. 278.

70 Vgl. Fuller 1976 (s. Anm. 3), S. 224 f.

weißen Mannes“⁷¹ ausgelöst zu haben, wie der Schriftsteller und *Black-Panther*-Aktivist Eldridge Cleaver bereits 1967 schrieb. Ein überzeugter schwarzer Rassist als Schwergewichtsweltmeister im US-amerikanischen Nationalsport der Weißen, dem Boxen – schon immer „das tragische Theater Amerikas“⁷² (Joyce Carol Oates) –, rüttelte am kollektiven Selbstverständnis einer in Klassen separierten Gesellschaft. Das, wodurch man sich selbst definierte, besaß plötzlich keine erkennbare Identität mehr oder – wie es Cleaver mit Blick auf die Weißen formulierte –: „Wenn dieser schwarze Affe ein Mensch ist, so fragt er sich, was bin dann ich?“⁷³

71 Cleaver, Eldridge: Seele auf Eis, München 1969, S. 106.

72 Oates 2006 (s. Anm. 20), S. 114.

73 Cleaver 1969 (s. Anm. 71), S. 106.

